Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 24. 1. 1937 | Nr. 4

Carlyles Tat.

Zum 225. Geburtstage Friedrichs des Großen.

Am 17. August des vergangenen Jahres haben wir in diesen Spalten Friedrichs des Großen an seinem 150. Todestage gedacht. Am 24. Januar jährt sich zum 225. Male der Tag, an dem er im Berliner Schloß zum Leben geboren wurde. Und fast zur gleichen Zeit sind es 80 Jahre her, seit der Schotte Thomas Carlyle seine berühmte „Geschichte Friedrichs des Großen" nach 14jähriger Arbeit zum ersten Male in einer deutschen und einer englischen Ausgabe der Öffentlichkeit übergab.

Dieser Schotte Carlyle ist es gewesen, der uns Deutschen Friedrich überhaupt erst in seiner geschichtlichen Bedeutung gezeigt und in seiner verehrungswürdigen Größe nahegebracht hat. Carlyle hat, wie Bismarck, der von ihm als geistiger und staatsmännischer Erbe Friedrichs bewundert wurde, 1876 zu seinem 80 Geburtstag an ihn schrieb, „den Deutschen den großen Preußenkönig in seiner vollen Gestalt, wie eine lebendige Bildsäule, hingestellt." Und Froude, der englische Biograph Carlyles, sagt von ihm: „Nach allen neuen Forschungen bleibt es doch dabei, daß das Bild, welches wir von dem großen König vor Augen haben, von der Hand Carlyles gezeichnet ist, und daß wir alle Verbesserunger lediglich als Korrekturen in dieses Bild eintragen ..."

*

Und doch hat Carlyle mit unvollkommenen Hilfen, ohne die Archive zu benutzen, in der Begabung des genialen Schauens Ranke ähnlich, wesentlich mit der untrüglichen Sicherheit begnadeter Intuition das Bild des Königs getroffen und der Wirklichkeit gemäß gestaltet. Nicht nur den großen Friedrich, auch den Vater Friedrich Wilhelm I., den Soldatenkönig, hat Carlyle geschichtlich-lebenswahr gezeichnet und zum ersten Male den Deutschen gezeigt, die sich ihn bis dahin nur als polternden Rohling und Menschenschinder vorgestellt hatten, daß dieser „große Drillfeldwebel der Preußischen Nation", wie er ihn nannte, alle Tugenden eines weisen Herrschers besessen hat, daß er ein wahrhafter Mensch, ein sorgender Landesvater gewesen ist. Der Schotte Carlyle erst zeigte den Deutschen, daß der Vater die Machtgrundlagen geschaffen hat, auf denen der Sohn die Schwingen des preußischen Adlers entfalten konnte, zum höchsten Triumph, zum glanzvollsten Ruhme eines unrühmlichen Jahrhunderts.

In Carlyles Darstellung verschmolzen sich zum ersten Male die scheinbar so gegensätzlichen Gestalten der beiden Könige, des Vaters und des Sohnes, zu einer inneren Einheit, aus deren harter Form der geschichtliche Begriff der preußischen Staatsräson geprägt worden ist. Und welche Welten der politischen Anschauung schieden doch den Sohn von seinem Vater! Friedrich Wilhelm, ganz und nur treuer, gehorsamer Vasall des habsburgischen Kaisers, führt — als Kronprinz noch — die preußischen Truppen für seinen kaiserlichen Lehnsherrn getreu in den Spanischen Erbfolgekrieg, den blutigsten seiner Zeit, erstreitet ihm bei Malplaquet 1709 —wenige Jahre vor Friedrichs Geburt — blutigen Sieg und strahlenden Ruhm*), und er will es, allen Demütigungen durch Kaiser und Reich zum Trotz, immer so halten.

Sein Sohn Friedrich aber streifte die in keinem höheren Recht mehr begründeten Vasallenfesseln ab. In drei großen Kriegen, unerhört durch seine Opfer an Mut und Blut und Gut, führte er seines Vaters Truppen gegen das habsburgische Kaisertum. Mit der moralischen Überlegenheit des stärkeren Willens und der stärkeren Nerven gab er im Siebenjährigen Krieg dem alten Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, das seit der deutschen Schicksalswende der Glaubensspaltung und seit der, damals unter Karl V. in ihr entscheidendes Stadium tretenden Abwendung von den deutschen Aufgaben längst brüchig geworden war, den eigentlichen Todesstoß. Als kaum zwanzig Jahre nach Friedrichs Tode der Korse mit geringer Mühe die morschen Tore dieses Reiches einschlug, hatte es nur noch ein papierenes Leben auszuhauchen. Dieses Reich mußte in Trümmer gehen, damit aus seinen Ruinen das neue, kraftvolle und — wir sind dessen Zeugen gewesen — unzerstörbare Leben der preußischen Großmacht blühen konnte mit all den ruhmvollen, nie übertroffenen preußischen Tugenden der Pflichttreue, der Manneszucht, der Gerechtigkeit und der Duldsamkeit. Auf diesem Werk Friedrichs des Großen und in seinem Geist konnte Bismarck als Krönung der drei Einigungskriege von 1864, 1866 und 1870 am 18. Januar 1871 das größere Preußen, das Deutsche Reich mit dem König von Preußen als Oberhaupt, errichten. Es hat auch in jüngster Zeit den zentrifugalen Kräften unerschüttert widerstehen können, die die Katastrophe des Weltkrieges noch einmal in starkem Strom entfesselte.

Welchen Klang gewinnt in solchem Zusammenhang das prophetische Wort Carlyles, das er an den Schluß seines Werkes über Friedrich den Großen setzt: „Für mich ist er der letzte der Könige. Wann der nächste kommen wird, ist eine offene Frage. Aber mir scheint, ... als ob alle Völker der Erde, auch England, wenn es ausharrt, sich mehr und mehr eines solchen Mannes, seiner Taten und Leistungen erinnern werden — mit ganz anderen Gefühlen, als sie gegenwärtig möglich sind!"

*

Wenn wir heute des Helden gedenken, dürfen wir des Sängers nicht vergessen, der sein Heldenlied kündete. Nicht von ungefähr hat der große Schotte einem seiner großartigsten Werke den Titel „Helden und Heldenverehrung" gegeben. Was Carlyles Werken wie allen wirklich bleibenden Werken den unveränderlichen Wert gibt, ist das tief religiöse, transzendente Gefühl, das sie geprägt hat und das das Bild seiner Persönlichkeit bestimmt. Um das ganz zu begreifen, müssen wir uns gegenwärtig halten, daß Carlyle in diesen Auffassungen gegen den immer stärker und machtvoller anschwellenden Strom der materialistischen Lebensauffassung ankämpfte. Diese materialistische Auffassung erfüllte mindestens seit dem Siege des Puritanertums, das an die Stelle des religiösen Jenseitsgedankens eine selbstgerechte, auf einem Gegenseitigkeitsvertrag aufgebaute Lohntheorie setzte, das englische Denken. Unter dem britischen Monopol der Industrialisierung im 19. Jahrhundert schritt sie ihrem völligen Siege zu und fand ihre Krönung im viktorianischen Zeitalter, das sogar — bis in unsere neueste Zeit hinein — die altberühmten Grundlagen des klassischen englischen Bildungswesens zu erschüttern drohte und durch einen äußerlichen „Sportbetrieb" ersetzen zu wollen schien. Gegen diese Entwicklung erhob Carlyle seine Stimme. Er wollte die Engländer aus einer Krämergesinnung herausheben zu heroischer Auffassung. Mit ihm stritten auf gleichem Felde die tiefsten und echtesten englischen Persönlichkeiten seiner Zeit wie Coleridge und George Eliot. Sie alle lenkten die Blicke ihres Volkes auf Deutschland und seine großen Geister von Martin Luther bis zu Goethe. Daß ihnen ein letzter Erfolg nicht beschieden gewesen ist, gehört zu der tiefen Tragödie der Beziehungen zwischen diesen beiden so nahe verwandten Völkern, die im Weltkriege ihren dramatischen Höhepunkt gefunden hat.

> **Jetzt ist nicht Zeit zur Ruhe!**
>
> Verflucht sein'n die Propheten
> Des Traums vom feilen Glück.
> Mit Singen nur und Beten
> Zwingt niemand das Geschick.
>
> Im Kämpfen und im Wagen
> Liegt Mannesseligkeit.
> Der Schwächling mag beklagen
> Sein Los in harter Zeit.
>
> Mehr sollst du sein als scheinen.
> Den Willen setz' darein:
> Im Großen wie im Kleinen
> Ein ganzer Mann zu sein.
>
> Laß quellen durch die Adern
> Dein Blut wie flüss'ges Erz;
> Du sollst mit Gott nicht hadern,
> Stählt er durch Kampf dein Herz.
>
> Und mußt auf hartem Pfade
> Du still und einsam gehn,
> Vielleicht hat Er dich gerade
> Zu Großem auserseh'n!
>
> Glaub an dein Volk und tue
> Was Ehre beut und Pflicht. —
> Jetzt ist nicht Zeit zur Ruhe
> Und Zeit zum Träumen nicht!
>
> Friedrich Karl Kriebel.

Die verschiedenartigen geschichtlichen Wege haben aber Deutsche und Briten mehr von einander getrennt, als die Bande der Blutsverwandschaft sie je hatten zueinander schlossenen, einheitlichen Form jahrhundertelang in ihrer insularen Abgeschlossenheit bilden können, als ihre deutschen Vettern in schmerzensreichen Erschütterungen in der Mitte Europas, auf dem Schlachtfelde der Welt, noch um ihre nackte Selbstbehauptung gegen ihre Nachbarn ringen mußten und ein Volk überhaupt noch nicht werden konnten. Ungestört hat der Engländer die konservative und materialistische Wesensart, den nüchternen Tatsachensinn, das berserkerhafte Willenselement seiner friesisch-niedersächsischen Bauernvorfahren bewahren und entwickeln können, die vor anderthalb Jahrtausenden aus ihrer Heimat „ausgewandert" sind, um Britannien zu erobern. Das Gesicht und das innerste Wesen des Deutschen aber ist in dem glühenden Schmelztiegel eines unerhörten Schicksals geformt worden, das immer wieder von beispiellosen geschichtlichen Katastrophen erfüllt gewesen ist. Seine guten wie seine schlechten Eigenschaften entspringen meist einer und derselben Wurzel und beruhen auf einer Wechselwirkung, die ihre Existenz gegenseitig bedingt. Auf dem Boden Großbritanniens sind keine Kriege ausgetragen worden, die denen der deutschen Geschichte annähernd zu vergleichen wären. Selbst die Rosenkriege des 15. Jahrhunderts sind ein Kinderspiel gegen die furchtbaren Katastrophen des Dreißigjährigen, des Siebenjährigen Krieges und der französischen Invasionen von Ludwig XIV. bis zu Napoleon I. gewesen.

*

Kurzum, der englische und der deutsche Vetter verstehen sich nicht mehr recht. Dem Deutschen ist das englische Wesen undurchsichtig und sein durchschnittliches Urteil unsicher. Im englischen Urteil über den Deutschen hat der Weltkrieg einen gewissen Wandel gebracht. Der willenmäßige Urinstinkt des viel genannten englischen Gerechtigkeitssinns gewährt „fair play" nur dem Gegner, der sich zu wehren versteht. Nur ein solcher Gegner ist „Rechtsgenosse" auf gleichem Fuße, und daraus erklären sich so viele Rätsel auch der englischen Politik gegen Deutschland nach dem Kriege, die der ehrbare Deutsche als „unmoralisch" kurzerhand aburteilte. Im Weltkrieg hat der Engländer Respekt vor den Deutschen gelernt — nicht mehr.

Um die deutsch-englische Entfremdung zu verstehen, dürfen wir den tiefgreifenden französischen Kultureinfluß wenigstens zu erwähnen nicht vergessen, der seit den normannischen Eroberern nach England geströmt ist und gerade die gebildeten Engländer in ihrer ganzen Empfindungswelt stark beherrscht. Diesen Einfluß konnte niemand besser kennzeichnen als Austen Chamberlain, der britische Locarno-Außenminister, mit seinem Ausspruch, er liebe Frankreich, wie ein Mann eine schöne Frau liebt.

*

So ist den Versuchen Carlyles und seiner Freunde, die Beziehungen der beiden rasseverwandten Nationen auf dem Boden des religiösen und des heroischen Idealismus gegenseitig zu befruchten — beide Begriffe gehören für ihn sehr mit Recht unlöslich zueinander —, der letzte Erfolg versagt gewesen. Es ist in diesem Rahmen nicht der Raum und mag einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben, die idealistische Gedankenwelt Carlyles im einzelnen darzulegen. Ihre Wurzeln liegen in seiner unenglisch-schottischen, calvinischen Religiosität, die in ihrer inbrünstigen Jenseitsverbundenheit von großartiger Monumentalität ist ebenso wie in ihrer protestantischen, so echt calvinischen „antipapistischen" Einseitigkeit. Das Werk Carlyles aber ist lebendig wie vor achtzig Jahren, und wir sind gewiß, daß auch ihm wie allem bleibenden Werk die Frucht reifen wird.

H. M—.

*) Bei Malplaquet übrigens verlieh Friedrich Wilhelm persönlich dem später, bis zum Ende des Weltkrieges in Bromberg garnisonierenden Reiterregiment von Derfflinger, das 1706 für den Sohn des berühmten Siegers von Fehrbellin errichtet worden war, zur Belohnung für einen schneidigen und ehrenvollen Reiterangriff als einzigem Reiterregiment des preußischen Heeres die bekannten Grenadierblechhauben und die Bezeichnung „Grenadierregiment zu Pferde", später mit dem Zusatz: Neumärkisches Nr. 3.

Die Mühle von Sanssouci 200 Jahre alt!

Geschichtsfälschung um Friedrich den Großen.

Vor 200 Jahren wurde mit dem Bau der berühmten Windmühle von Sanssouci bei Potsdam begonnen, deren Geschichte mit der Persönlichkeit Friedrichs des Großen auf das engste verknüpft ist.

Wer kennt nicht die Anekdote von dem Müller von Sanssouci, der dem König gegenüber, als ihm dieser die Mühle enteignen wollte, unerschrocken auf seinem Besitzrecht beharrte und seinen Standpunkt mit der denkwürdigen Äußerung vertrat: „Ja — wenn das preußische Kammergericht nicht wäre! Das wird auch vor Eurer Majestät nicht zurückweichen." In Wirklichkeit war es gerade umgekehrt — der Alte Fritz förderte den Müller, wo er nur konnte, während dieser dem König durch sein Querulantentum das Leben sauer machte. Doch lassen wir die Geschichte selbst erzählen: Im Jahre 1737 wurde einem Müller Graevenitz die Erlaubnis zur Errichtung einer Windmühle auf dem „Wüsten Berg", einem sandigen, unfruchtbaren Hügelrücken nordwestlich von Potsdam, erteilt und sogar das erforderliche Bauholz hierzu geliefert. Sie wurde als Bockmühle erbaut, bei der das hölzerne Mühlenhaus auf einem gleichfalls hölzernen Unterbau, dem „Bock", durch den „Stertz", einen starken Balken, bewegt wird. In Deutschland sind die meisten, heute noch bestehenden Windmühlen als Bockmühlen errichtet, während die holländischen Windmühlen durch ein turmartiges, steinernes Mühlenhaus charakterisiert sind, an dem nur das die Radwelle tragende Dach durch einen Stertz in die Windrichtung gedreht wird.

Als Friedrich der Große die Regierung antrat, fand er die Windmühle bereits vollendet vor. Im Laufe der folgenden Jahre entstanden die Parkanlagen von Sanssouci, durch die sich Graevenitz, wie durch das Schloß selbst, schwer benachteiligt fühlte. Immer wieder wandte er sich mit Eingaben an den König, die Mauern und Bäume nähmen seiner Mühle den Wind weg und müßten daher beseitigt werden. Der Alte Fritz, der das romantische Bauwerk im Landschaftbild von Sanssouci nicht missen mochte, ließ daraufhin zwar sein Lustschloß nicht, wie ihm der Müller zugemutet hatte, wieder abreißen, doch dafür Graevenitz jede Unterstützung angedeihen. Er erließ ihm Pachtrückstände, lieh ihm sogar Bargeld und ließ auf eigene Kosten die Böschung, auf der die Mühle steht, absteifen. Der Nachfolger des großen Königs, Friedrich Wilhelm II., gab ihr dann ihre heutige Gestalt. Nach mehrfachem Besitzwechsel wurde die Mühle, die noch bis vor 100 Jahren in Betrieb war, 1839 durch Friedrich Wilhelm IV. käuflich erworben und nach dem Geschmack des Königs umgebaut. Seitdem bildet das historische Kulturdenkmal ein Wahrzeichen Sanssoucis, das aus dem Potsdamer Landschaftsbild nicht mehr wegzudenken ist.

Wie ist aber die Anekdote von dem Müller entstanden, der, um sein Recht dem König gegenüber zu wahren, bis ans preußische Kammergericht gehen wollte? Es liegt hier offensichtlich eine Verwechslung mit dem Müller Arnold aus Pommerzig in der Neumark vor. Dieser hatte sich beschwerdeführend an Friedrich den Großen gewandt, daß ihm das Kammergericht in Berlin in einem Prozeß, den er wegen seiner Wassermühle führen mußte, unrecht getan hatte. Der König hob daraufhin das Urteil auf und verdammte die Richter zu längerer Festungshaft. Dies hat jedoch die Geschichtsschreiber nicht daran gehindert, den Vorfall in das genaue Gegenteil zu verkehren und Graevenitz damit in Verbindung zu bringen.

Randbemerkungen des Alten Fritz.

Friedrichs des Großen Randbemerkungen auf Akten und Eingaben, Gutachten und Bittschriften sind berühmt. Sie gewähren in ihrer meist knappen Form nicht nur einen Einblick in das Innere des großen Königs, sondern vermitteln vor allem eine bessere Übersicht über seine Anschauungen und Grundsätze bei seiner Staatsführung, als noch so viele Schriften von Zeitgenossen oder nachschürfenden Historikern.

Eine Fülle derartiger Marginalien, wie diese Bemerkungen am Rande von dem Lateinischen „in margine" abgeleitet werden, ist bereits seit langer Zeit bekannt. Dennoch schlummern in Archiven, unter Familienpapieren und an vielen anderen Stellen noch zahlreiche unbekannte Aktenstücke, auf die der König seine köstlichen Bemerkungen gesetzt hat. Georg Borchardt hat nun in einem reizvollen Büchlein (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b.

H., Potsdam) zu den bereits bekannten eine lange Reihe neuer bislang unbekannt gebliebener Randbemerkungen zusammengestellt, die unsere Kenntnis über den Alten Fritz erweitern und bereichern. Freilich bedarf man eines Wegweisers. Die deutsche Schreibweise Friedrichs spottet nämlich aller Regeln der Rechtschreibung und Zeichensetzung. Große und kleine Anfangsbuchstaben werden vertauscht, Worte zusammengezogen oder willkürlich getrennt. Da man oft lange raten muß, wer und was gemeint ist, tut man gut, die Randbemerkungen laut vorzulesen, um so mehr, als Friedrich rein nach dem Klange schrieb.

*

Der Oberst eines Infanterie-Regiments, mit dem der König bei einer Musterung nicht zufrieden war, reichte seinen Abschied ein mit der Begründung, daß er kränklich sei. Friedrich lehnte das Abschiedsgesuch ab mit den Worten:

„Mir geht es auch nicht immer gut, wie Ich es gern haben möchte, deswegen muß Ich immer König bleiben. Rhabarber und Geduld wirken vortrefflich."

*

Ein Major von S. wollte ein Fräulein von Kummer heiraten:

„Der Mensch hat schon Kummer genug, wozu will Er sich neuen auf den Hals laden? Indeß habe Ich nichts dagegen."

*

Unter den Bewerbern als Arzt für das freigewordene „Creis-Physikat zu Lebus entscheidet sich der König für den

„der am Menschlichsten und am wenigsten leute umgebracht hat."

*

Den Domänenamtmann Ochsen in Giebichenstein lehnt er als Steuerrat mit der Randbemerkung ab:

„Keinen Occsen zum Steuer Rath."

*

Die Witwe eines im Gefängnis verstorbenen Handlungskompanie-Präsidenten bittet um eine kleine Pension:

„das ist zu viehl der Mann hat mihr bestohlen."

*

Zur Anstellung eines alten Feldwebels als Salz-Inspektors macht er den für den Minister von Werder bestimmten Zusatz:

„Ihr werdet ja meine Invaliden nicht verstoßen wollen; Ihr seid ja selbst Soldat gewesen. Ich bin noch einer und sehe es gern daß meine Kameraden versorgt werden."

*

Um eine Pfarrerstelle, die sehr begehrt war und nur mit verdienten Pfarrern besetzt wurde, bewarb sich ein junger Kandidat der Theologie:

„2. Samuelis Cap. 10 Vers 5."

(Der Schluß dieses Verses lautet: „Und der König ließ ihnen sagen: Bleibet zu Jericho,. bis euer Bart gewachsen, so kommt dann wieder.")

*

Auf einer Eingabe zweier Präsidentenfrauen in Cleve, der König möge entscheiden, welche von ihnen den höheren Rang habe:

„Die größte Närrin geht voran".

*

Für die Juden war Friedrich nicht sehr eingenommen, er brauchte sie zwar, war jedoch gegen das weitere Vordringen des jüdischen Einflusses in Großhandel und Gewerbe. Alte Schutzbriefe bestätigte er zwar, erteilte jedoch keine neuen.

Als die jüdischen Kaufleute Itzig und Ephraim in Breslau den König um den Schutz der ihnen verliehenen christlichen Rechte bitten, antwortet er:

„was wegen ihres Handels ist, behalten sie. Aber daß sie ganze Fölkerschaften von Juden zu Breslau anbringen und ein ganzes Jerusalem draus machen wollen, das kann nicht seyndt."

*

Gesuch des Pierre Chalié um die seiner verstorbenen Frau als Hebamme bewilligte Pension.

„Nein! Er kann ja nicht accouchiren."

*

Gesuch um Konzessionierung und Unterstützung der Anlage einer Arak- und Rum-Fabrik:

„Ich wills den Teufel thun ich wünsche daß das giftig garstigs Zeug gar nicht da Wäre und getrunken würde."

*

Ein munteres adliges Fräulein bittet den König um eine Stelle in einem Kloster:

„Mein Kind, Sie schickt sich zu keiner Nonne, sie muß einen Mann nehmen."

*

Gesuch des Generalmajors von Rothkirch um ein Praebendt für eine seiner Töchter:

„Es seynd 30 bis 40 anwartschaften auf jeder Stelle. Er soll hübsch Jungens machen die kann ich alle unterbringen aber mit die Madames weiß ich nirgends hin."

Deutschsein.

Deutschsein heißt: Des Lichtes Träger
Mit beseelten Sinnen sein
Und in immer neuer, reger
Liebe sich dem Leben weih'n!

Deutschsein heißt: In Wahrheit stehen,
Schwillt die Lüge wie ein Meer,
Und in stiller Hoheit gehen
Ist ein Joch auch noch so schwer!

Deutschsein heißt: Das Ewige suchen,
Schauen an der Sterne Licht,
Und ob alle Teufel fluchen,
Lächelnd leben seiner Pflicht!

Reinhold Braun.

Friedrich Just:

Der Wandale.

XVI. Der Bruderkampf.

Fridubalth steht im Hof und schaut zum Himmel. Er überlegt, ob es nicht bald Zeit ist für die Herbstsaat. Die Mißernte soll ihn nicht mutlos und irre machen. Der Schwierigkeiten sind mehr geworden, als er sich gedacht hat. Er steht nun ganz allein. Leichter wäre es gewesen, wenn er die Waffe geführt hätte und auf Beute ausgezogen wäre! Aber er hat diesen Boden angefaßt, darum muß er ihn festhalten, koste es, was es wolle. Ja, es hat schon viel gekostet, seine Tochter, seinen Sohn, nein, zwei Söhne . . . und Blut . . . und Selbstüberwindung . . . und Geduld. Nein, von dem Boden läßt er nicht, um seinetwillen will er noch mehr Opfer bringen, noch mehr Geduld, noch mehr Selbstüberwindung, es ist die Heimaterde für Kinder und Kindeskinder.

Da kommt ein Knecht vom Tor. „Mein Führer, Thrasager, hält vor dem Tor und wünscht dich zu sprechen."

„Führe ihn zur Halle!"

„Nein, er will nicht absteigen. Du wollest zu ihm kommen."

In Fridubalth will der Stolz aufstehen, aber im Gedanken an die Erwägungen, die er eben angestellt hat, überwindet er sich und geht zum Tor.

Da hält Thrasager, und hinter ihm sein Gefolge, beladen mit Beutestücken.

Als er Fridubalth sieht, zieht er, ohne ihm den Gruß zu bieten, eine halbe Armspange hinter dem Gürtel hervor: „Gehört dir diese halbe Spange? Mir scheint so, dein Zeichen ist darauf."

Mit diesen Worten wirft er Fridubalth die Spangenhälfte vor die Füße.

Fridubalth schaut herab. Das ist das Freundschaftszeichen, das er damals im Walde seinem Retter Wulfbrand verehrt hat.

Indem schreit Wulfgard, die mit Theudelindis vom Heiligen Ringe her näher gekommen ist, laut auf: „Das sind die Räuber unseres Hofes und die Mörder meines Vaters und Bruders! Unser sind die Tonkrüge, die sie auf den Pferden haben, unser das Gold und Silber, mit dem sie prahlen! Mörder! Räuber!"

Fridubalth schaut auf. „Hörst du, was die Tochter meines Freundes ruft? Hast du Wulfbrand überfallen und ausgeplündert? Bist du sein Mörder?"

Thrasager lacht. „Mörder? Auf Kampf und Beute war ich aus. Und wer mir entgegen kam, dem bin ich entgegen getreten. Mit dem Schwert in der Hand. Meinst du etwa mit der Sichel? Warum bist du nicht zu deinem Freunde mit dem Pfluge gezogen?"

„Ich will nicht mit Worten mit dir streiten. Ich frage dich, hast du meinen Freund Wulfbrand überfallen und erschlagen?"

„Willst du mich vor das Thing laden?", höhnt Thrasager. „Thing hin, Thing her. Die Zeit des Things ist vorüber. Heut spricht nur das Schwert. Wenn der, in dessen Hause ich das zerbrochene Spangenstück fand, dein Freund war, so habe ich ihn erschlagen. Das war doch nach diesem elenden Pflügerdasein endlich ein befreiendes Mannwerden, als die Waffe klang und das Blut sprang!"

„Das sollst du mir büßen! Meinen Freund schlagen heißt mich schlagen. Sein Blut soll nicht ungerächt bleiben!"

„Du kannst mir ja Wergeld obendrein zahlen, dein Freund wird dir doch mehr wert sein als ein Knecht."

Fridubalth hebt die Spangenhälfte hoch. „Damit habe ich dir Kampf angesagt, Thrasager, die Freundschaft ist heilig."

„Ja, der Kampf soll endlich ausgetragen werden. Sofort. Der Grund alles Unheils, diese Siedlung, muß ausgetilgt werden . . . wenn wir wieder Männer werden wollen. Auf, Kameraden, das Schwert ins Licht!"

Indem wirft einer aus Thrasagers Gefolgschaft den Speer nach Fridubalth. Der kann sich noch gerade wenden, daß der Speer an ihm haarscharf vorbei in die Erde fährt.

Der Torwärter hat die Geistesgegenwart, daß er den Balken herunterläßt und den Zudringenden den Eintritt verwehrt. Aber einige Speere werden über den Zaun in den Hof geschleudert. Ohne jedoch zu treffen.

Theudelindis eilt herzu und will Thrasager und seine Kumpane beschwören, vom Bruderkampf zu lassen. Aber der stößt sie zurück. „Du bist auch schuld an dem Unheil. Warum hast du die Zwillingsgottheit verjagt und den verderbten Pflug zum Heiltum erhoben? Jetzt ist die Stunde Tyrs!"

Fridubalth ruft seine Sippe zusammen, daß sie sich waffne.

Unterdessen spielt sich der erste Kampf am Tor ab. Thrasagers Schar sucht mit Äxten das Tor zu zerschlagen und den Eingang zu erzwingen. Fridubalths Torhüter, denen ein paar andere Knechte zu Hilfe kommen, wollen ihnen den Eingang wehren. Hier fließt das erste Bruderblut.

Die Torhüter werden überwältigt und das Tor aufgebrochen. Aber Thrasagers Schar ist doch solange aufgehalten worden, daß sich die Hasdinge haben sammeln und waffnen können.

Als der Toreingang frei ist, ergießt sich der Strom der Eindringlinge nach allen Seiten. Mit verbissener Wut beginnen sie alles zu zerschlagen und zu zertrümmern, was ihnen unter die Hand kommt. Bald flammen auch die Nebengebäude im Feuer auf.

Vor dem Wohnhause steht Fridurik in Wehr und Waffe. Er ist nicht nach der Halle geeilt, wo sich die anderen Hasdinge zusammenscharen. Dies Haus mit seinem Herde ist ihm zur Heimat geworden. Das will er nicht kampflos verlassen, davor will er mit seinem Schwerte Wacht halten.

Schon sind einige Thrasinge da, um in das Haus einzudringen. Fridurik hebt den Schild hoch und schlägt auf die Eindringlinge los. Es gibt einen heißen Kampf. Das Haus geht in Flammen auf, aber Fridurik steht davor und wehrt mit dem Schwert alle Angriffe ab. Vier Angreifer liegen vor ihm auf dem Boden. Aber immer mehr dringen auf ihn ein. Der Schild ist ihm zerhauen. Er wirft ihn von sich und führt das Schwert als einzigen Schutz. Einen fünften streckt er nieder. Da erst trifft ihn der tödliche Schlag. Vornüber stürzt er, als wollte er den Boden umfangen.

Unterdessen hat sich der Hauptkampf vor der Halle entwickelt. Fridubalth hat seine Gefolgschaft beisammen und hält den Eingang besetzt. Thrasagers Beutegenossen umschließen die Halle und werfen ihre Speere auf die Verteidiger. Der Speerangriff hat aber keinen Erfolg, die Speere werden mit den Schilden aufgefangen. Zum Schwertangriff getrauen sich die Angreifer nicht recht heran.

Plötzlich greift das Feuer auch auf die Halle über. Und nun, da die Verteidiger unter Rauch und Hitze zu leiden haben, springen die Angreifer zum Nahkampf vor.

Da ruft Fridubalth aus dem Feuer heraus: „Wandalen! Laßt ab vom Bruderkampfe! Thrasager und ich haben eine Sache auszufechten. Die wollen wir Mann gegen Mann austragen. Ihr andere aber haltet mit dem Blutvergießen ein!"

Thrasager tritt vor: „Jetzt, wo dir das Feuer auf den Nägeln brennt, redest du vernünftig und wie ein Mann. Solange warst du nur der Pflüger und Knecht. Mir kann es recht sein. Haus und Hof, der Verderb und die Ursache alles Unheils, sind niedergebrannt. Da mag das Schwert zwischen uns beiden das Letzte entscheiden! Kommt nur heraus aus dem Feuer! Und ihr, Thrasinge, tretet zurück!"

Rauchgeschwärzt und haarversengt, kommen die Verteidiger aus der brennenden Halle und stellen sich hinter Fridubalth auf, während die Belagerer sich hinter Thrasager zurückziehen.

Die beiden aber treten zum Zweikampf an.

Das ist ein Schwertschlag, daß die Umstehenden mit Kennerblick und schweigender Anerkennung atemlos zuschauen. Das Feuer springt aus Brünne und Helm, Schildbuckel und Schwert. Hin und her schwingt Schlag um Schlag. Das sind zwei ebenbürtige Kämpfer.

Der Schweiß rinnt beiden von der Stirn herunter. Auch etwas Blut. Aber das sind nur Hautritzer. Eine ernsthafte Wunde hat keiner dem anderen zugefügt.

Da hört man vom Heiligen Ringe her einen Kinderschrei und ein Stimmengewirr. Die Kampfschar scheint das nicht zu beachten.

Aber Fridubalth wendet den Kopf horchend nach dem Geschrei. Nur einen Augenblick. Aber das genügt, daß Thrasager ihm das Schwert in die Brust stößt und den Siegesschrei ausstößt.

Fridubalth sinkt, aber während des Sinkens schlägt er mit letzter Kraft noch einmal zu und trifft Thrasagers vorgebeugten Hals, daß ein Blutstrom aufschießt.

Beide stürzen zu Boden.

Fridubalth entfällt das Schwert, und er packt mit beiden Händen die Erde.

Thrasager aber klammert im Stürzen beide Hände um den Schwertknauf. Als die Zuschauer die Führer stürzen sehen, greifen sie zu den Waffen und fallen über einander her.

Indem kommen drei Männer in den Hof gestürmt. Der eine springt zwischen die Kämpfenden und ruft mit gewaltiger Stimme: „Wandalen, auseinander! Friede! Haltet ein mit dem Bruderkampf!" Alle horchen erstaunt auf. Das ist doch eine bekanne Stimme. Sie lassen vom Kampf. Einer hat den Rufer erkannt. „Thrasamund!", schreit er. „Thrasamund!", rufen s die anderen nach.

Die beiden anderen sind auch zwischen die Kämpfenden getreten.

Thrasamund sieht, erschüttert, die beiden Helden tot zu seinen Füßen liegen. Seine Stimme bebt, als er zu seinen Stammesgenossen redet. „So weit hat es kommen müssen? Nun sind sie tot, die Edelsten der Wandalen, erschlagen im Bruderkampf. Und das Feuer vernichtet den Ertrag der friedlichen Arbeit. Wollt ihr euch ganz zerfleischen? Soll unser Stamm aufhören? Hier sind die Silinge, die euch einen Gruß unserer Vettern bringen wollen. Sollen sie nur Zeugen und Künder unseres Unterganges sein? Nein, nie und nimmer. Fridubalth und Thrasager sind tot. Der Führer der Hasdinge bin nunmehr i ch, Thrasamund, Thrasagers Sohn. Und ich übernehme diese Führerschaf im Namen des unmündigen Sohnes Theudofrids. Als Führer der Hasdinge aber gebiete ich: Die Waffen nieder und alle Mann zum Löschen des Brandes! Wer dem Befehl widerstrebt, wird nach Kriegsrecht auf der Stelle abgetan!"

Wie wenn ein böser Traum verflogen wäre, so schauen sich die Versammelten verwundert an, werfen die Waffen weg und suchen den Brand der Halle zu löschen. Viel ist zwar nicht mehr zu retten, aber es bleibt doch wenigstens etwas stehen. Dann werden die Toten gesammelt und ein gemeinsamer Scheiterhaufen angezündet.

Thrasagers Hände sind nicht vom Schwertknauf zu lösen, und so muß man ihm die Waffe auch auf dem Scheiterhaufen in den Fäusten lassen.

Und Fridubalths Hände haben den Boden umkrallt, und auch ihm muß man die Erde in den Fäusten auf dem Scheiterhaufen lassen.

Der Kutscher des Alten Fritz.

Des Alten Fritz Leibkutscher soll aus Stein
Zu Potsdam, auf dem Stall zu sehen sein —
Da fährt er so einher,
Als ob er lebend wär:
Aller Kutscher Muster treu und fest und grob,
Pfund genannt, umschmeißen kannt' er nicht: das war sein Lob

Mordwege fuhr er ohne Furcht, sein Mut
Hielt aus in Schnee, Nacht, Sturm und Wasserflut.
Ihm war das einerlei,
Er fand gar nichts dabei:
In dem Schnurrbart fest und steif blieb sein Gesicht,
Und man sah darauf kein schlimmes Wetter niemals nicht

Doch rührte man an seinen Kutscherstolz
War jedes Wort von ihm ein Kloben Holz;
Woher es auch geschah,
Daß er es einst versah
Und dem Alten Fritz etwas zu gröblich kam,
Wessenhalb derselbe eine starke Prise nahm,

Und sprach: Ein grober Knüppel wie Er ist,
Der fährt fortan mit Eseln Knüppel oder Mist!
Und so geschahs. Ein Jahr
Bereits verflossen war,
Als der Pfund einst Knüppel fuhr und gutes Muts
Ihm begegnete der Alte Fritz; der frug: wie tuts?

I nu, wenn ich nur fahre, sagte Pfund,
Indem er fest auf seinem Fahrzeug stund,
So ist mirs einerlei
Und weiter nichts dabei,
Obs mit Pferden oder obs mit Eseln geht,
Fahr ich Knüppel oder fahr ich Euer Majestät.

Da nahm der Alte Fritz Tabak gemach
Und sah den groben Pfund sich an und sprach:
Hüm, findt Er nichts dabei
Und ist Ihm einerlei,
Ob es Pferd, ob Esel, Knüppel oder ich;
Lad Er ab und spann Er um und fahr Er wieder mich!

August Kopisch.